

## Werk

**Titel:** Miscellen

**Ort:** Weimar

**Jahr:** 1897

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509\\_0033|log19](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0033|log19)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Miscellen.

---

### Sir William Geddes, Shakespeare and Hector Boece.

Zu einem Werke: *Crown and Tower*, das 1896 bei Abhaltung eines Wohlthätigkeitsbazzars in Aberdeen erschienen ist, hat der durch seine Ausgabe des platonischen Phædon rühmlich bekannte Rektor der dortigen Universität, Sir William Geddes, einen Beitrag geliefert: *Shakespeare and Hector Boece*. Der Name Boece ist derselbe als der noch jetzt in Schottland und England sehr häufige Name Boyce, aber noch bekannter in der latinisierten Form *Boetius* (Boethius), als Verfasser der 1526 in Paris erschienenen *Scotorum Historiae*. Für Sir W. Geddes ist es wohl ein besonderer Anlaß gewesen, sich mit diesem alten Geschichtschreiber zu beschäftigen, daß derselbe die von ihm jetzt bekleidete Stellung inne gehabt hat. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts existierte allerdings erst King's College in Old Aberdeen, zu dem gegen Ende desselben Jahrhunderts das in unserer Zeit mit ihm zur Gesamtuniversität vereinigte Marischal College in der etwas jüngeren Schwesterstadt hinzutrat. Bei der Gründung der zuerst genannten Anstalt wurde Boece, dessen Chronik schon erschienen war, zum Rektor ernannt. Von diesem seinem Hauptwerke lieferte Bellenden zehn Jahre nach der Veröffentlichung eine Uebersetzung: *Hystory and Chroniklis of Scotland*. Auf dem lateinischen Texte des Boece, der selbst ein *Scotichronicon* von John of Fordun aus dem 14. Jahrhundert benutzt haben soll, beruht ferner Ralph Holinshed's Chronik vom Jahre 1577, Shakespeare's unmittelbare Quelle im Macbeth. Da die Sage zuerst in der um 1400 verfaßten Reimchronik des Andrew of Wyntoun vorkommt, so müssen wir diesen zum Vergleich heranziehen. In seiner Darstellung finden wir schon die drei Schicksalsschwester (*three werd Systrys*) mit ihren prophetischen Grüßen an den keltischen Helden; aber sie erscheinen ihm

nur im Traume. Bei Boece steht einmal dem Macbeth, der *Maccabaeus* genannt wird, Banquo zur Seite; andererseits heißt es, beiden seien auf ihrem Zuge zum Könige mitten auf dem Felde drei Weiber von ungewöhnlicher Erscheinung entgegengetreten (*medio repente campo tres apparuere muliebri specie insolita vestitus facie ad ipsos accedentes*). Statt Crwmbauchty (Cromarty) bei Wyntoun steht der Name *Glamis*, während Cawdor in *Caldaria* leicht erkenntlich ist, das statt Morave (Moray) by Wyntoun eingesetzt ist. Die ursprünglichen Lokalitäten weisen auf einen Sitz der Sage jenseits der Grampian Mountains hin, und sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Boece, der aus Balbride oder Panbride in der Grafschaft Angus (jetzt Forfar) stammte, durch Orte diesseits der Grampians ersetzt. Sonst stimmt der kürzere Bericht des lateinischen Chronisten mit der ausführlicheren Bearbeitung seines Nachfolgers in allen wesentlichen Punkten überein: in der Prophezeiung an Banquo, sowie in der Ermordung des Königs Duncan, in dem Erwachen der Eifersucht gegen Banquo, in der Ermordung des Letzteren und der Erhaltung seines Sohnes Fleance, von dem das Geschlecht der Stewarts abstammen sollte. Ferner geht auf Boece die schon bei Andrew of Wyntoun vorkommende Unterredung zwischen Macduff und Malcolm zurück, sowie auch die Schilderung Macdonald's (*Macdonaldus*): I, 2, und die Tödtung der Kämmerlinge als angeblicher Mörder Duncan's. Freilich knüpft sich diese That sowohl bei Boece als bei Holinshed an die Ermordung des Königs Duff durch Donald und seine Gattin im Schlosse Forres. Endlich ist auch schon der geistige Zustand des Helden, der im Bewußtsein seiner Schuld von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wird, von Boece in derselben Weise angedeutet, wie wir es im Drama finden; er wendet sich an eine Zauberin und wird durch trügerische Verheißungen in Betreff des Birnam-Waldes und des von einem Weibe Geborenen ermuthigt. Vor allem steht seine Gemahlin schon als großartige Verbrecherin da, während sie von Andrew of Wyntoun nur flüchtig erwähnt wird und bei ihm hinter ihrem Gatten vollständig zurücktritt. Der Verfasser der kurzen Abhandlung hat darauf hingewiesen, daß alle aufgezählten Einzelheiten sich schon bei Boece finden und von Holinshed ihm entlehnt sind. Er zieht noch die Schilderung desselben Gegenstandes in der lateinisch geschriebenen Geschichte Schottlands von George Buchanan († 1582) heran und findet, daß sie sich mehr von dem Drama entfernt als die des Boece. Auch wirft er noch einen flüchtigen Blick auf die ähnliche Geschichte des Grafen von Sutherland, Alexander the Bastard. Besonders interessant

ist, was sich über die Wiedergabe des Namens Macbeth durch *Macca-baeus* bei Geddes findet:

*The form is due to Boece's accurate knowledge of the Celtic, which slurs over th in the pronunciation (Macbeothad), so that e. g. the Gaelic 'mathair' (= mother) is pronounced as 'maher', whence, under Celtic phonetic influence, the French 'mère', and by a parallel example, the familiar 'usquebac' is phonetic for uisge-beatha (water of life), in which last word th is not sounded. On this last analogy emerges the Macca-baeus of Boece.*

Immanuel Schmidt.

---

### Eine indische Parallele zu „Der Widerspenstigen Zähmung“.

In eine Reihe mit den von Reinhold Köhler und mir in diesem Jahrbuche (III, 397 und XXVII, 130) besprochenen Erzählungen, in denen ein junger Ehemann sich bei seiner eigenwilligen Frau auf der Heimreise in Respekt setzt, indem er mehrere ungehorsame Thiere erschlägt, gehört auch eine jüngst aus dem Munde eines indischen Eingeborenen zu Mirzapur aufgezeichnete Erzählung, die ich hier nach der englischen Uebersetzung in den *North Indian Notes and Queries* V, 33, No. 37 (Allahabad 1895—96), den Lesern des Jahrbuches vorlegen möchte.

#### Banke Chhail und seine Frau.

Es war einmal ein Muselmann, dessen Frau eine solche Keiferin war, daß sie ihm alle Morgen einen tüchtigen Schlag mit ihrem Pantoffel zu versetzen pflegte. Sie hatte eine Tochter, und als diese heranwuchs, sahen sich die Eltern nach einem Manne für sie um; aber die Sinnesart der Mutter war so bekannt, daß niemand in eine solche Familie heirathen wollte. Endlich kam eines Tages ein berühmter Mann, der als Banke Chhail oder der durchtriebene Schuft bekannt war, und warb um das Mädchen; und ihr Vater war so froh sie zu versorgen, daß er in die Heirath willigte, und Beide Hochzeit hielten.

Bevor die Feier stattfand, kaufte Banke Chhail einen Papagei, eine Katze und einen Hund, und als er seine Braut heimführte, brachte er seine Thiere mit. Unterwegs ruhte das Brautpaar an einem Brunnen aus, und eine Schar von Dorfköttern kam herbei und fing an, wider Banke Chhails Hund zu kläffen. Dieser bellte sie wieder an, da zog sein Herr das Schwert und hieb ihm mit einem Streiche den Kopf ab. «Du Schuft», sagte er, «wagst du ohne meine Erlaubniß

zu bellen?». Das erschreckte seine Frau; indeß gingen sie etwas weiter, und da der Morgen anbrach, begannen die Vögel auf den Bäumen zu singen, und als der Papagei sie hörte, fing er an zu plappern. Banke Chhail riß ihn rasch aus dem Käfig und drehte ihm den Hals um. «Du Dummkopf», sagte er, «dachtest nicht daran, daß du Banke Chhail gehörtest, und wagtest, deinen Schnabel ohne seinen Befehl aufzuthun».

Seine Frau war noch betroffener, doch sprach sie nichts, und sie gingen weiter. Um auszuruhen, setzten sie sich in einem Garten nieder, und alsbald zeigte sich eine Ratte. Banke Chhail rief seine Katze und sagte: «Fang mir diese Ratte!» Die Katze gehorchte sogleich seinem Befehle und tödtete sie. Als seine Frau das sah, dachte sie bei sich: «Was für einen schrecklichen Mann habe ich bekommen! Ich werde gut thun, ihm zu gehorchen». Und als sie zu Hause anlangten, hielt sie es für nützlich, ihm in allen Stücken zu gehorchen, und ward eine sehr zärtliche und gehorsame Frau, so daß sie, als bald darauf ihr Vater sie besuchte, durch eine Thürspalte ausschaute und sich scheute, ihn ohne die Erlaubniß ihres Mannes einzulassen. Bald darauf kam Banke Chhail heim und sagte zu ihr: «Dein ehrwürdiger Vater wartet am Thor. Warum liebest du ihn nicht ein?» Sie antwortete: «Wie konnte ich das ohne deine Erlaubniß thun?»

Da ging Banke Chhail hinaus und holte den Alten herein. Als dieser sah, wie seine Tochter umgewandelt war, sprach er zu seinem Schwiegersohne: «Du weißt, was für ein Leben mir meine Frau bereitet. Ich möchte, du erzähltest mir, wie du deine Frau glücklich zum Gehorsam gebracht hast. Vielleicht bin ich im Stande, mit meiner Frau ebenso umzugehn». — Da sprach Banke Chhail: «Gut, Vater, bring mir einen Ziegel und etwas nassen Thon und mache aus jedem einen Lampenuntersatz!» — «Leicht kann man», sagte der Alte, «den weichen Thon formen, aber wenn der Thon hart geworden ist, kann ihn keine Gewalt auf Erden formen».

«Kurzum», sagte Banke Chhail, «der Sinn deiner Frau ist und kann nicht geändert werden. Ich erzog meine Frau bei Zeiten, und du siehst den Erfolg». Traurig ging der Alte nach Hause.

Johannes Bolte.

---

### **Eine Shakespeare-Bearbeitung Fouqué's.**

Unter den verschiedenen deutschen Bearbeitungen von Shakespeare's König Heinrich IV., mit denen Fr. L. Schröder's Zusammenschmelzung beider Theile den Anfang machte, befindet sich auch eine Bearbeitung, die von einem sehr namhaften deutschen Dichter herrührt, nämlich von Friedrich de la Motte Fouqué, der jedoch jedem der beiden Theile seine Selbständigkeit gelassen hat. In Genée's «Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland» (Leipzig, Engelmann, 1870) findet man darüber in dem chronologischen Abschnitte die folgende Notiz: «1817. König Heinrich IV. wird in Berlin in einer Bearbeitung von de la Motte Fouqué (nach Schlegel's Uebersetzung) gegeben. Im Jahre 1820 folgte der zweite Theil, von demselben bearbeitet.» — Die ersten Aufführungen dieser Bearbeitung beider Theile fanden im Berliner Königl. Schauspielhause statt am 22. März 1817 und am 26. Januar 1820.

Ein Einblick in die der Berliner Königl. Theaterbibliothek angehörenden Bücher (theils gedruckt und theils geschrieben) belehrt uns, daß Fouqué's Bearbeitungen im Wesentlichen nur aus bedeutenden Kürzungen im Dialog und Weglassung einzelner Scenen bestehen. Fouqué hat seine Bearbeitung in das gedruckte Buch der Schlegel'schen Uebersetzung eingetragen, die übrigens (auch noch in der zweiten Auflage von 1816) im Wortlaute von der späteren Uebersetzung im Schlegel-Tieck'schen Shakespeare an vielen Stellen abweicht. Fouqué hat sowohl im ersten wie im zweiten Theile des Dramas die Akttheilung wie auch die Scenenfolge des Originals durchaus beibehalten. Abgesehen von den Kürzungen im Dialoge und einzelnen Veränderungen im Wortlaute sind einige Scenen ganz gestrichen, durch deren Wegfall auch die Personenzahl vermindert wird. Dadurch, daß im ersten Theil des Dramas zu Anfange des 2. Actes wie gewöhnlich der Auftritt mit den Kärnern gestrichen ist, wurde auch die Figur des Gadshill entbehrlich. Außerdem aber sind auch die Personen des Erzbischofs von York und der Lady Mortimer gestrichen. Sonst ist, wie gesagt, die Akttheilung sowohl wie die Scenenfolge beibehalten, keinerlei Zusammenziehung von Scenen gemacht, und der Schluß des Stückes ist ganz mit dem bei Schlegel-Shakespeare übereinstimmend.

Auch im zweiten Theile des Dramas finden sich außer den Strichen, die übrigens in den geschriebenen Büchern durch die üblichen dreisten Regiestriche noch vermehrt sind, auch mancherlei

Dialogveränderungen. Akttheilung und Scenenfolge ist auch hier beibehalten, mit einer Ausnahme, indem die 3. Scene des 2. Aktes (Lady Percy, Lord und Lady Northumberland) noch dem ersten Akte angefügt ist und diesen schließt.

Im 4. Akte fällt sowohl die erste Scene im Walde zu Yorkshire fort, wie auch die zweite Scene, in der Prinz Johann durch Verrath sich der Häupter der Rebellion bemächtigt. In Folge dessen beginnt der 4. Akt auf dem Schlachtfelde mit Falstaff und Coleville, und ist dieser Auftritt durch einen dem Falstaff zuertheilten kurzen Monolog nicht übel eingeleitet. Im letzten Akte fällt die kurze Scene der beiden Büttel mit der Wirthin und Dortchen weg. Das anstößige Dortchen Lakenreißer ist überhaupt ganz gestrichen, um aber einzelne Dialogtheile in der Schenke zu retten, sind mehrere ihrer Reden der Frau Hurlig zuertheilt. Der Schluß des zweiten Theils hat jedoch eine eigene Zuthat Fouqué's erhalten. Nach den Worten des Prinzen Johann: «Mir steht dies edle Thun des Königs an» u. s. w. sind noch dem Oberrichter einige Reden gegeben, deren erste schon auf das dritte Heinrichs-Drama bestimmt hinweist:

Von ihm, den wir um wüstes Thun gescholten —  
Gebt Acht, wir werden All' erst von ihm lernen,  
Was königlich und groß und edel ist.

Daß die mancherlei Veränderungen im Dialoge von einem Dichter wie Fouqué herrühren, giebt immerhin dieser Bearbeitung eine größere Bedeutung, als sie der Mehrzahl der bloßen Regie-Einrichtungen zuzugestehen ist. Auch wurde erst durch Fouqué's Bearbeitung die Schlegel'sche Uebersetzung der Heinrichs-Dramen in Berlin auf die Bühne gebracht, und zwar mit Ludwig Devrient als Falstaff.

G.

---

### **Palleske's Einrichtung von Shakespeare's Wintermärchen.<sup>1)</sup>**

In der ersten Auflage seines Buches: «Die Kunst des Vortrages», Stuttgart 1880, Seite 305 sagte Emil Palleske von seiner «Einrichtung» des Wintermärchens: «Dies ist das später unter dem Titel der Stahr-Mosen'schen Bearbeitung an vielen Theatern aufgeführte, von mir nur durch Striche gemilderte Original, an dem beide Männer

---

<sup>1)</sup> Der Sohn Julius Mosen's hat den Wunsch geäußert, nachfolgende Erklärung im Jahrbuche veröffentlicht zu sehen. Wenn es derselben kaum bedarf, so hielt es die Redaktion doch für angemessen, der Bitte zu willfahren.

auch nicht den geringsten Antheil haben, wenn ihnen Shakespeare nicht den seinigen abgetreten hat.» Da diese Stelle leicht Mißdeutungen ausgesetzt sein konnte, so ersuchte ich Herrn Palleske um eine Erklärung, die er auch bereitwilligst gab, indem er am 30. Mai 1880 von Thal aus an die Weserzeitung eine Zuschrift richtete, in der es u. A. hieß: «Wie man mir schreibt, soll diese Stelle einer Mißdeutung anheimfallen können. Man meint, so gering ich auch das Verdienst meiner Einrichtung anschlage, so könne es doch scheinen, als hätten Stahr und Mosen oder deren Hinterbliebene um die irrtümliche Verwendung der beiden Namen, wie sie z. B. 1873 auf den Zetteln des Berliner Nationaltheaters zu lesen war, gewußt und dieselben wissentlich zugelassen.

Die Möglichkeit eines solchen Verhaltens und Thuns hat so völlig außer dem Bereiche meiner Vorstellung gelegen, ist für mich so völlig undenkbar, daß ich arglos jene Stelle auf die Ausdrücke der wärmsten Verehrung für beide Männer folgen ließ, und es mir nicht im Entferntesten einfiel, der Möglichkeit eines Mißverstehens vorbeugen zu müssen. Letzteres will ich hiermit thun, indem ich erkläre: meine Absicht war, den Herren Theaterleitern und Regisseuren zu sagen: Stahr und Mosen sind an der Oldenburger Einrichtung des Wintermärchens unbetheiligt; schreibt eine so unbedeutende Arbeit, die das Original nicht produktiv umgestaltet, nicht länger Männern zu, in deren persönlichem Sinn und Auftrage ich zu handeln glaube, wenn ich ihren Namen von solcher ihnen ohne ihr Wissen angehängten Autorschaft befreie.»

In Folge dieser Erklärung, die m. W. auch im Hannover'schen Courier und in anderen Blättern erschien, ist die betreffende Stelle in der zweiten Auflage der «Kunst des Vortrages» (1884) auch wesentlich, wenn auch nicht nachdrucksvoll genug geändert worden. Denn noch in neuerer Zeit finden sich in einem Fremdenführer durch Thal und dem dritten Bande des Thüringer Wanderbuches von August Trinius (S. 235) Stellen und Wendungen, die geeignet sind, jene alte Mißdeutung wieder aufzuwärmen, und da andererseits auch L. Fränkel in seinem Aufsätze über Stahr in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 35, Seite 404 in den entgegengesetzten Irrthum verfallen ist, so möge es gestattet sein, an dieser Stelle das richtige Verhältniß der Wahrheit gemäß hier endgültig festzustellen.

Oldenburg, den 15. März 1897.

Dr. R. Mosen.

---

### Honorificabilitudinitatibus.

Es ist erstaunlich, wie man immer wieder von Shakespeare Neues lernen kann, selbst wenn nur eins seiner weniger beachteten oder ungenügend erklärten Worte aus dem Dunkel an's Tageslicht gezogen wird.

Wer dächte z. B. daran, ein wenig Unterricht im Lateinischen zu erhalten, wenn er das überschriebene Wortungeheuer aus Love's Labour's Lost V, 1 vor sich hat?

Und doch ist dieses thatsächlich der Fall, denn der Narr Costard benutzt an dieser Stelle die längste Wortbildung, welche je im Lateinischen bestanden hat.

Da der Kernpunkt der hier vom Dichter beabsichtigten Komik in der großen Silbenzahl und Länge des benutzten Wortes, nicht in dessen Bedeutung liegt, so könnte es ebenso gut die Buchstabierübung eines A-B-C-Schützen vorstellen sollen, ohne den Sinn im Geringsten zu beeinträchtigen. Deshalb wurde die Erklärung des Shakespeare-Lexicons: '*h— = a word proverbial for its length*' bisher für genügend erachtet.

Erst, als von bekannter Seite behauptet worden war, das Wort sei ein Unicum in der Literatur, dann auch der Schlüssel zu einer Geheimschrift darin gefunden sein sollte, wurde man wieder aufmerksam auf dasselbe, forschte nach, und fand, daß *h—* nicht nur kein geheimnißvolles Unicum, sondern im Gegentheil ein ganz gewöhnliches, von der nachklassischen Zeit gebildetes, lateinisches Wort sei, welches als merkwürdiges Beispiel monströser Silbenhäufung auf den Lateinschulen des 15. und 16. Jahrhunderts allgemein bekannt gewesen sein dürfte.

Im Euphorion (Band 1)<sup>1)</sup> und in der Anglia (Neue Folge, Band 6 und 7) haben die Herren Max Herrmann und Karl Borinski das Wort an folgenden Stellen nachgewiesen:

- Im Petrus Grammaticus (Petrus von Pisa), Handschrift aus dem 8. (?) Jahrhundert;
- im Liber derivationum des Uganio von Pisa, Handschrift aus dem 12. Jahrhundert;
- im Catholicon des Johannes von Janua (Joannis de Balbi's), 1286;
- in der Historia Augusta des Albertinus Mussato, 1312;
- in Dante's De vulgari eloquio;
- in spät mittelalterlichen Wörterbüchern (nicht in England).

---

<sup>1)</sup> Ich bin des Bandes nicht habhaft geworden und kenne den Inhalt des betreffenden Artikels nur aus einem Auszuge in der Anglia VII, S. 135.

Unabhängig von obigen Herren, war auch ich auf die Suche gegangen, und hatte — durch Herrn Albert Cohn auf die richtige Fährte gebracht — mit Ausnahme der oben angeführten beiden Handschriften, dieselben Stellen gefunden, deren jede einzelne den geheimnißvollen Schleier zerreißt, welcher um dieses sogenannte «Unicum» schweben sollte.

Es ist der Dativus oder Ablativus Pluralis von *honorificabilitudinitas* und das längste Wort des mittelalterlichen Lateins.

Das Hauptwort dürfte entstanden sein aus *honorificare* (= *honoribus et dignitatibus cumulare*) und *tudinare* (= *percutere* oder *negotiarum*) und bedeutet «Ueberhäufung mit rein äußerlichen Ehrenbezeugungen».

Das *Lexicon manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis* par W. H. Maigne d'Arnis, publié par Mr. l'Abbé Migne, Paris 1866 erklärt: *h—* = *honor, honneur*.

Ebenso wird *h—* in Dufrèsne du Cange's *Glossarium mediae et infimae Latinitatis* (Niort 1885) mit *honor* erklärt, und aus der dort angezogenen Belegstelle geht deutlich hervor, daß dieses *honor* mit «Ehrung» oder «Erweisung von Ehrenbezeugungen» zu übersetzen ist.

Diese Beweisstelle steht in Albertinus Mussato (lebte 1261—1329), de Gestis Henrici VII (regierte 1308—1307) lib. 3, rubr. 8, apud Murator. (lebte 1672—1750) tom. 10, col. 376 und lautet: (der Doge von Venedig selbst hatte an den König — Heinrich VII. — Gesandte geschickt) *cum regalibus exeniis honorificabilitudinitatis nec obsequentiae ullius causa*, also: «mit königlichen Gastgeschenken (Xenien) zur Ueberhäufung mit Ehrenbeweisen und nicht zu irgend einer Bekundung von Gehorsam.»

Muratorius (Mediolani 1727) erklärt hinzu in einer Anmerkung, Mussato habe, sich auf die Autorität Dante's und Joannes de Balbi's stützend, das in Rede stehende Wort gebraucht, um damit «ein Bild der Gesandtschaft auszudrücken». Wir erhalten mithin die klare Bedeutung des Wortes: «Ueberhäufung mit äußerlichen Ehrenbezeugungen, die jedoch so gehalten sein sollten, daß in keiner Weise daraus auf ein Unterthänigkeitsverhältniß des Dogen geschlossen werden konnte»; denn solchen Auftrag hatten die Gesandten, denen es noch besonders ausdrücklich verboten war, die Füße des Königs zu küssen.

Der Verdeutscher des Muratorischen Werkes, Dr. W. Friedensburg, sagt in einer Anmerkung zu obiger Stelle: Mussato bedient sich des längsten Wortes, welches in der lateinischen Sprache vorkommt

u. s. w. — vielleicht um durch dieses schwülstige Wort den eitlen Prunk und die Hoffart der Venezianer zu bezeichnen.

Dante Aligerius (lebte 1265—1325), oder vielmehr — nach einer Notiz auf dem Titelblatte des Buches in der Berliner Königlichen Bibliothek — sein Mitarbeiter, Joannes Georgius Trisinus Vicentius, führt in dem Schriftchen *De vulgari eloquentia* (1577 in Paris gedruckt) unter der Kapitelüberschrift *Distinctio vocabulorum: et quae sint ponenda et quae in metro vulgaria cadere non possunt* eine Reihe von italienischen Worten an, die sich für ein Versmaß nicht eignen. Die Silbenzahl dieser Worte mehrt sich, bis die Liste mit dem 11silbigen Ungethüm *souramagnificentissimamente* schließt. Dann — fährt der Verfasser fort — könnte noch ein Wort, oder Zeitwort mit mehr Silben erfunden werden, aber das überstiege die Leistungsfähigkeit aller unsrer Vers-Rhythmen (*capacitatem nostrorum omnium carminum*) und schiene ihm für die vorliegende Abhandlung nicht nothwendig, wie man dasselbe auch sagen könnte von jenem (*illud*) *honorificabilitudinitate*, welches die vulgäre Sprache als 12silbiges herstellt, während die Grammatik bei der Beugung sogar 13 Silben herausbilde u. s. w.

Das Wort «jenem» kann kaum etwas anderes bedeuten, als daß *h*— jener Zeit allgemein bekannt war. (Karl Borinski).

In der Druckausgabe (Venetiis 1497) des *Catholicon* von Joannes de Balbi (lebte bis 1298) steht unter *honorifico*: — — — *Item ab honorifico: honorificabilis-bilior-bilissimus; unde honorificabiliter-lius-issime, adverb. — Honorificabilitas-tatis; honorificabilitudo-dinis, unde: honorificabilitudinitas; — haec est longissima dictio, ut patet ex hoc versu:*

*Fulget honorificabilitudinitatibus iste.*

So scheint dieses Unwort etwa im 8. Jahrhunderte (?) entstanden zu sein, wird im 13. und 14. Jahrhunderte von namhaften Schriftstellern gebraucht, erscheint beim Druck und Wiederdruck der Werke Letzterer im 15., 16. und 18. Jahrhundert und findet sich in Shakespeare's *Love's Labour's Lost* V, 1, sowie auf einem Zettel, der aus dem Nachlasse Bacon's stammen soll, aber nicht von diesem Gelehrten, sondern von unbekannter Hand beschrieben ist.

Wie Shakespeare das Wort kennen lernte, darüber fehlt noch jeder sichere Anhalt. Der Möglichkeiten sind gar viele. Die wahrscheinlichste scheint mir die zu sein, daß englische Gelehrte jener

Zeit de Balbi's Catholicon kannten und unter Benutzung desselben Vorträge gehalten, oder Unterricht ertheilt haben, in welchem Falle das 13silbige Wortungeheuer, — die *longissima dictio* de Balbi's — in weiteren Kreisen bekannt werden konnte. Das Catholicon war ja seiner Zeit ein Epoche machendes Werk und wurde im 15. Jahrhundert in Italien, Frankreich und Deutschland in 19 Auflagen gedruckt, muß also auch die Aufmerksamkeit englischer Gelehrten erregt haben.

Alfred von Mauntz.

---

### Zwei Shakespeare-„Probleme“.

Anfragen an Kenner.

Unmittelbar «vor Thorschluß», im Begriffe in die Osterferien zu gehen, finde ich noch Anlaß, zwei Kleinigkeiten der Oeffentlichkeit, d. h. der Shakespeare-Gemeinde, erwägungshalber vorzulegen:

1) Hamlet III, 4, 114. — Der mir befreundete strebsame junge Schauspieler Dr. jur. Karl Parow aus Berlin, «Held» und «Heldenvater», citierte mich, soeben aus der Konstanzer Wintersaison angelangt, wegen einer Stelle, die er als «Geist von Hamlet's Vater» zu sprechen gehabt, aber nicht verstanden hatte: III, 4, 114 (*Globe and Cambridge Edition*):

*Conceit in weakest bodies strongest works.*

An der Bühne, der er angehörte, hatte man Schlegel's Uebersetzung zu Grunde gelegt, und so hatte er also hier gesagt:

In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten.

An dem Worte «Einbildung» hatte der denkende Künstler Anstoß genommen, und auch ich war, offen gestanden, auf die Interpellation hin an diesem Ausdrucke hängen geblieben. Ein Vergleichen ergab, daß auch die revidierte Ausgabe der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft unter Oechelhäuser's Aegide sowie die von Max Koch besorgte der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, also zwei anerkannt sorgsam durchgesehene Neudrucke, den Schlegel'schen Wortlaut beibehalten haben. Da fand ich beim Nachschlagen in einer 1856er Routledge-Ausgabe des Johnson-Steevens-Reed-Textes, die ich auf gut Glück zur Hand nahm, eine wohl auf den alten ehrsamem Nicholas Rowe, diesen Vater des Shakespeare-Edierens (auf dem Titel heißt es:

*with glossarial notes etc. by Nicholas Rowe*), zurückgehende Fußnote: *imagination*, zu dem schwierigen Worte *conceit*. Für letzteres bieten nun allerdings die Lexika unter andern auch «Einbildung», aber an unserer Stelle deckt sich dieser Begriff nicht mit dem, was wir im Schriftdeutschen darunter für gewöhnlich, wenigstens heute, verstehen. Schlegel, der wohl die Rowe'sche Anmerkung zu Grunde gelegt hat, mochte, wie auch der Norddeutsche Parow annimmt, an eine norddeutsche, halb provinzialismusartige Nebenbedeutung von «Einbildung» denken, wonach dies etwa das Substantiv zu «einreden, hineinreden» bildet. Bei der wichtigen Rolle, die der anweisenden Rede des Geistes in der Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter für die Entwicklung zufällt, ist der Sinn dieses Verses keineswegs nebensächlich. Prof. Leo erklärt mir: die durch *self-conceit* hervorgerufene Einbildung.

2) Vor-Shakespeare'sches «Pyramus und Thisbe»-Stück?

In den «Münchener Neuesten Nachrichten», 17. April 1897, Morgenblatt, S. 3 lese ich:

«Die Stockholmer Ausstellung dieses Jahres bringt auch auf der Höhe eines mit hundertjährigen Eichen bewachsenen Hügels, von dem sich eine entzückende Aussicht über den berühmten Hafen Stockholms eröffnet, eine Theater-Ausstellung. . . . An die Theater-Ausstellung schließt sich eine für 1500 Personen bestimmte Konzerthalle. Hier werden dreimal wöchentlich Aufführungen veranstaltet. Diese umfassen historische Vorstellungen, von Studenten der Universität Upsala aufgeführt. Ende März fand im königlichen Opernhause im Beisein des Königs und der ganzen königlichen Familie eine Probe-Aufführung unter stürmischem Beifall statt. Das Programm brachte u. A. eine Seltenheit von großem Werthe, nämlich eine lustige Komödie Namens «Tisbe», eine im Anfang des 16. Jahrhunderts ausgeführte schwedische Uebersetzung eines alten englischen Stückes, das Shakespeare's Sommernachtstraum zu Grunde gelegen hat. Das englische Original und eine deutsche Uebersetzung davon ist verschwunden. Nur die schwedische ist noch vorhanden und wurde vor 15 Jahren in einer Trödlerbude in Stockholm aufgefunden.»

Die am Schlusse dieser feuilletonistischen Notiz gemeldete Entdeckung war mir bislang, obschon ich seit Jahren über den «Pyramus und Thisbe»-Stoff gesammelt und wiederholt Mittheilungen gemacht habe, völlig unbekannt, scheint mir aber, wenigstens in dieser Form, ebenso fragwürdig, wie das in den vorhergehenden Zeilen angedeutete

Verhältniß des doch nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angenommenen vor-Shakespeare'schen *play* — von Prosabehandlungen wissen wir Bestimmteres — zu einer deutschen Nachahmung in der Luft schwebt. Da steht doch die, mir in der Hauptsache recht sympathische Hypothese von K. Th. Gädertz, «Zur Kenntniß der alt-englischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Literatur» (1888), S. 21—32: «Zum Zwischenspiel im Sommernachtstraum», auf viel festerem Boden.<sup>1)</sup> Wer kann obige verworrene Angaben aufklären oder, noch besser, diesen 1897er Sommer authentische Kunde von einem Nordlandsausfluge, beziehentlich von unsern skandinavischen Shakespeare-Forschern H. Schück, Georg Brandes, W. Bolin, F. Holt-hausen u. s. w., bringen?

München.

Dr. Ludwig Fränkel.

---

<sup>1)</sup> Vergleiche dazu (s. auch hier S. 297 unten) mein ausführlich begründendes Referat in Kölbing's Engl. Stud. XV, 442—444.